

## BÜCHER

---

### **Ökonomische Dogmengeschichte in Einzeldarstellungen**

Rezension von: Heinz D. Kurz (Hrsg.),  
Klassiker des ökonomischen Denkens,  
Band 1: Von Adam Smith bis Alfred  
Marshall, Verlag C. H. Beck, München  
2008, 360 Seiten, € 14,95

---

Zielsetzung des auf zwei Bände angelegten Werkes ist es, einen Überblick über die Entwicklung des ökonomischen Denkens anhand von Werkbeschreibungen der bedeutendsten ökonomischen Theoretiker vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart zu geben. Der erste Band behandelt 17 Ökonomen von William Petty (1623-1687) bis Alfred Marshall (1842-1922). Die Vorrangstellung Großbritanniens in der Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft zeigt sich darin, dass von diesen auserwählten 17 fast die Hälfte, nämlich 8 Engländer oder Schotten sind, immerhin 6 gehören dem deutschen Sprachraum an, 3 sind Franzosen. Insgesamt haben 14 Autoren zu diesem Sammelwerk beigetragen, wobei 4 Beiträge (über Petty, Ricardo, Thünen und Gossen) vom Herausgeber stammen.

Sammelwerke, an denen eine Vielzahl von Autoren mitwirkt, leiden nicht selten an einem Mangel an Koordinierung, der sich in einem Verlust an inhaltlicher Kohärenz und Homogenität äußert. Diese Gefahr wurde im vorliegenden Werk in geradezu vorbildlicher Weise vermieden. Die einheitliche Struktur der Beiträge, die jeweils in drei Abschnitte „Leben“, „Werk“ und

„Wirkung“ gegliedert sind, ist strikt durchgehalten. Ein bemerkenswertes Maß an Einheitlichkeit wurde im Hinblick auf Verständlichkeit und gute Lesbarkeit der Beiträge erreicht. Wichtig für das einheitliche Gesamtbild ist schließlich, dass die Darstellung sich nirgends in irgendwelche Details verliert, sondern auf die wesentlichen Beiträge der behandelten Ökonomen zur Theorieentwicklung konzentriert bleibt – eine Voraussetzung dafür, dass die großen Linien der Theorieentwicklung gut sichtbar werden.

Die Beschränkung auf den Zeitraum der letzten 350 Jahre bedeutet natürlich nicht, dass vorher wirtschaftliche Phänomene kein Gegenstand theoretischer Erörterungen gewesen sind. Solche finden sich bekannterweise z. B. auch schon bei Aristoteles oder Thomas von Aquin. Diese Autoren betrachten die Erscheinungen des Wirtschaftslebens unter politischen, ethischen oder theologischen Gesichtspunkten, ohne das Ökonomische als eigenständige Sphäre anzuerkennen und als solche zum Untersuchungsgegenstand zu machen. William Petty, der älteste von den behandelten ökonomischen Theoretikern, war sicher nicht der Erste der neuen Disziplin, aber wohl der Erste mit wichtigen Erkenntnissen in jener Linie der Theorieentwicklung, die als „klassische“ Ökonomie über Adam Smith und Ricardo bis Marshall reicht.

Während die merkantilistischen Ökonomen aller Nationen mit rudimentären, oft nur impliziten Analyseinstrumenten wirtschaftspolitische Fragestellungen ihrer Zeit behandelten, stehen bei Petty (Beitrag von Heinz Kurz) die theoretischen Ambitionen im Vordergrund.

Seine zwei großen Themen sind der Reichtum (in heutiger Sprache: die Höhe des Sozialprodukts) und seine Verteilung auf Löhne und Surplus sowie die Bestimmung von Wert bzw. Preis der Waren. Im Vergleich zur späteren Theorieentwicklung im 19. Jahrhundert haben die makroökonomischen Fragestellungen in der Frühzeit einen auffallend hohen Stellenwert, nicht nur bei Petty, mit dem „die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung beginnt“ (S. 43), sondern auch bei Quesnay, dem Begründer der Kreislaufanalyse (Beitrag von Wolfgang Eichert). Bemerkenswert ist ferner, dass Petty auch noch methodisch-erkenntnistheoretische Grundlagen seiner Ökonomie mitlieferte. Der realistisch-„objektivistische“ Ansatz Pettys, der „nur solche Bestimmungsgründe“ betrachtete, „die sichtbare Grundlagen in der Natur haben; und dagegen solche, die von schnell wechselnden ... Vorlieben der Menschen abhängen, der Betrachtung durch andere“ überlassen wollte (S. 34), blieb über Ricardo hinaus (Marx !) dominant. Erst spät im 19. Jahrhundert trat der subjektivistische Ansatz in der Werttheorie stärker hervor, der „methodologische Individualismus“ begünstigte den Vormarsch der Mikroökonomie im 20. Jahrhundert. Durch die Entfaltung der zentralen Themen der späteren Theorieentwicklung erweist sich das Werk Pettys als glücklich gewählter Ausgangspunkt für die Werkbeschreibungen der folgenden 16 Ökonomen.

Wenn Adam Smith (Beitrag von Richard Sturn) auch 233 Jahre nach Erscheinen seines Hauptwerkes noch eine Stellung als zentrale Leitfigur der ökonomischen Wissenschaft einnimmt, so ist dies gleichermaßen darin begründet, dass er mit seinem „Wealth of Nations“ entscheidend zur Formie-

rung des Wirtschaftsliberalismus als wirtschaftspolitischer Denkrichtung sowie im Bereich der Theorie zu einem neuen Theorieverständnis beitrug, das „die genuin ökonomischen Probleme im modernen Sinn (Ressourcenallokation, Anreize, Preissystem, Arbeitsteilung) in ein Milieu dynamischer Prozesse einbettet“ (S. 71). Die Bedeutung der Arbeitsteilung für die Steigerung von Produktivität und Produktion stellt Smith am Beispiel der eigentlich präindustriellen Stecknadelmanufaktur dar. Die „Pointe seiner Darstellung“ besteht jedoch darin, „dass die moderne Form von Arbeitsteilung weitere Arbeitsteilungen hervorbringt: Sie ist ein ungeplanter (und unplanbarer) Prozess der kumulativen Verursachung mit dynamisch steigenden Skalenerträgen, ... dessen Fortschreiten nur durch die Reichweite des Marktes begrenzt wird“. Aus diesem ungeplanten Prozess begründet Smith seine Theorie von der zentralen Funktion wettbewerblich-marktförmiger Koordination und preislicher Anreize, wobei „moralisch gestützte Koordination in einem solchen Milieu entbehrlich (ist)“. (S. 72) Smith, der Verfasser der „Theory of Moral Sentiments“, wollte die Ethik damit selbstverständlich nicht negieren, sondern die beiden Sphären in einem gesamtgesellschaftlich sinnvollen Kontext von einander abgrenzen. Dass Smiths Erklärung des „natürlichen Preises“ durch die Addition der drei Kostenkomponenten Lohn, Profit, Rente nicht gleichzeitig als Grundlage für eine Verteilungstheorie tragfähig war, wurde für Ricardo (Beitrag von Heinz Kurz) zum Ausgangspunkt für eine entscheidende Weiterentwicklung der ökonomischen Theorie.

Dazu bedurfte es nicht zuletzt auch eines neuen Denkstils in der ökonomischen Wissenschaft: „Ricardo gilt als

Begründer einer strengen Analytik. Mit ihm verwandelt sich das Fach von einer im Wesentlichen deskriptiven zu einer analytischen Disziplin.“ (S. 137) Erst die Abstraktionen des analytischen Theoretisierens ermöglichten Theoreme vom Typ des komparativen Vorteils im Außenhandel oder Ricardos Erklärung der Grundrente als Differenzialrente. Ein Problem, mit dem sich Ricardo bis zu seinem Lebensende auseinandersetzte, ohne eine befriedigende Lösung zu finden, war eine konsistente Theorie der Bestimmung der Preise, der Löhne und der Profite. Die als gemeinsamer Maßstab verwendeten Arbeitswerte deckten sich jedoch nicht mit den „natürlichen“ Preisen der verschiedenen Waren, sobald die Einsatzproportionen von direkter und indirekter Arbeit („Kapital“) bei deren Erzeugung verschieden waren. Das Ausmaß der Abweichung war von diesen Proportionen sowie von der Höhe der Profitrate beeinflusst. Die Höhe des Surplus (Nettoprodukts) als Residuum zu bestimmen, aus dem sich die Profitrate ergeben soll, wird dadurch unmöglich, dass die relativen Preise selbst von der Höhe der Profitrate (und von der Technologie) abhängen. Den Ausweg aus diesem Zirkel suchte Ricardo in einem invarianten Wertmaßstab, den zu definieren ihm aber nicht gelang.

Erwähnt werden soll an dieser Stelle, dass der Verfasser des Ricardo-Kapitels sich bei der Darstellung dieser – hier noch weiter stark verkürzten – überaus schwierigen Problematik in der Sicht des Rezensenten erfolgreich um ein größtmögliches Maß an Verständlichkeit bemüht hat. Dies trifft auch auf jene Beiträge zu, in denen es um die mathematisch formulierte Theorie von Walras (Beitrag von Ulrich Schwalbe) oder um die in mathematischer Form

dargestellten verschiedenen Versionen des Say'schen Gesetzes (Beitrag von Jochen Schumann) geht.

Ricardos Ansatz folgend versuchte Marx (Beitrag von Christian Gehrke) eine Arbeitswerttheorie in modifizierter Form bei unterschiedlichen Proportionen von direkter Arbeit und Kapital in der Produktion verschiedener Waren durch die Transformation von Werten in Preise zu formulieren, scheiterte jedoch an der Lösung des Transformationsproblems. Gelöst wurden diese Probleme der Wert- bzw. Preistheorie auf Basis eines Surplus-theoretischen Ansatzes durch Piero Sraffa, den Herausgeber der Gesamtausgabe der Werke Ricardos, der im Sommer 2009 erscheinenden zweiten Band der „Klassiker des ökonomischen Denkens“ behandelt wird.

Was zunächst kaum bemerkt wurde, war, dass Ricardos Außenhandelstheorie von nachfrageseitigen Faktoren völlig abstrahiert, dass die Warenmengen, welche tatsächlich zwischen zwei Ländern gehandelt werden, auch vom Bedarf nach diesen Waren, und nicht ausschließlich von den produktionstechnisch gegebenen Verhältnissen, in welchen sie in den beiden Ländern hergestellt werden können, bestimmt werden. Nachfrage und deren Bestimmung durch die subjektiven Bedürfnisse der Verbraucher werden jedoch erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer analytischen Betrachtung durch die Ökonomen für würdig und interessant befunden. Obwohl eine kontinuierliche Linie der Theorieentwicklung für diesen Bereich erst 1870 mit dem dreifachen Beginn der Grenznutzenschule einsetzt, ist auch Hermann Heinrich Gossen, dem Vorläufer dieser Schule, ein eigenes Kapitel (von Heinz Kurz) gewidmet. Für viele Leser bietet dieses Kapitel

wahrscheinlich eine Überraschung, kennen doch heute (fast) alle Ökonomen die Gossen'schen Gesetze, aber die wenigsten wissen wohl, dass Gossen in seinem 1854 erschienenem Buch „Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs“ diese Gesetze in eine Sozialphilosophie einbettet, welche Leibniz' Theodizee nachgebildet ist und die marktbestimmt den Bedürfnissen der Individuen entsprechend produzierende Wirtschaft als eine Art „beste aller möglichen Welten“ anpreist. Die intensive Befassung der ökonomischen Theorie mit subjektiven Bedürfnissen und Nachfrage förderte die Hinwendung der Theorie zur strengen Analytik und später auch zur Mathematisierung, sodass im 20. Jahrhundert der Walras'sche Zweig in Form der mathematischen Gleichgewichtstheorie ein deutliches Übergewicht gegenüber der von Menger begründeten nicht-mathematischen Österreichischen Schule erlangen sollte.

Gegen diese Dominanz der „reinen Theorie“ wandte sich bemerkenswerterweise William Stanley Jevons (Beitrag von Ulrich van Suntum), der zwar seine Version der subjektiven Werttheorie auch mathematisch formulierte, ansonsten aber für eine stärker empirische Orientierung der ökonomischen Wissenschaft durch Verwendung statistischer Daten eintrat. Bei Entwicklung seiner Krisentheorie wurde Jevons der Mangel an solchen Daten schmerzlich bewusst. In jüngerer Zeit wieder bekannt geworden ist seine ressourcenökonomische Untersuchung „The Coal Question“ aus 1865.

Die Unzulänglichkeit einer forciert analytischen Theorieorientierung zeigt sich z. B. auch am Theorem des tendenziellen Falls der Profitrate von Marx, der Ergebnisse analytisch deduzieren

wollte, die einer empirischen Verifizierung bedürfen. In diesem allgemeinen Kontext liegt die wirkliche Bedeutung von Gustav Schmoller (Beitrag von Niels Goldschmidt). Wenn Schmoller nach überwiegender Auffassung im „Methodenstreit“ Induktion versus Deduktion gegen Menger unterlag, so bildete die von ihm vertretene Historische Schule mit ihren historischen und durchaus auch statistisch orientierten Forschungen eine Gegenströmung zur reinen Analytik, die Vertreter nicht nur in Deutschland, sondern auch in Großbritannien hatte.

Den Schlusspunkt des ersten Bandes markiert das Werk Alfred Marshalls (Beitrag von Volker Caspari), der mit seinem Konzept der Preiselastizität der Nachfrage und mit dem Angebots-/Nachfrage-Diagramm („*Marshallian cross*“) das analytische Instrumentarium der ökonomischen Theorie entscheidend bereicherte, gleichzeitig aber stets auf eine Balance von analytischer Theorie und Empirie bedacht war. Sein Lehrbuch „Principles of Economics“ (erstmalig 1890), dessen Verkaufszahlen erst von Paul Samuelsons „Economics“ wieder erreicht und übertroffen wurden, ist wohl das letzte von der Art, die eine Synthese von Theorie und Empirie in Form einer zusammenfassenden Gesamtdarstellung des ökonomischen Wissens zu bieten beansprucht. Marshalls Interesse für Empirie und Geschichte manifestiert sich auch an seinen Spätwerken „Industry and Trade“ (1919) und „Money, Credit and Commerce“ (1923).

Menger (Beitrag von Karl Milford) und in seiner Nachfolge die Österreichische Schule fanden zunächst primär als Vertreter der subjektivistischen Werttheorie Beachtung. Hatte in den arbeits- und kostenwerttheoretischen Varianten der Preistheorie gleichsam

die Vergangenheit die Gegenwart bestimmt, so betont Menger demgegenüber, „dass in seiner Konzeption die Zukunft gleichsam die Gegenwart bestimmt“. Unter diesem Aspekt sind alle Dispositionen mit einem wesentlich höheren Grad von Unsicherheit belastet. „Theorien über die Bedeutung und die Rolle von Erwartungen, über die Erwartungsbildung, über die Rolle von Wissen und Information sowie über die unbeabsichtigten Rückwirkungen von Fehlplanungen auf Grund von Irrtümern sind daher nach Menger besonders wichtig.“ (S. 323) Mengers theoretischer Ansatz nahm – im Rückbezug auf Adam Smith – den Aspekt des prozesshaften Geschehens bei der Betrachtung der Wirtschaft wieder stärker in den Blick und wurde so zum Ausgangspunkt einer neuen Denkrichtung, die aber bis in die Gegenwart im Schatten der mathematischen Darstellungsweise steht.

Diskutiert werden könnte sicherlich die Auswahl der im ersten Band behandelten Ökonomen, etwa mit der

Frage, warum keiner von den italienischen Ökonomen der Frühzeit (z. B. Galiani) aufgenommen wurde. Das Ergebnis zeigt, dass mit der getroffenen Selektion (außer den bisher erwähnten Ökonomen werden noch behandelt: Cantillon, Malthus, Thünen, List, Mill) ein umfassendes Gesamtbild zentraler Entwicklungslinien der ökonomischen Theorie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gezeichnet werden kann. Der Herausgeber des Bandes schreibt in seiner Einleitung der Theoriegeschichte die Aufgabe zu, die Entwicklung der Ökonomik kritisch zu begleiten (S. 22). In einer Zeit evident zunehmender Unfruchtbarkeit der Theorieproduktion verbindet sich mit einer solchen kritischen Begleitung die Hoffnung, dass die Phase der Sterilität vielleicht doch noch überwunden werden kann. Für eine vertiefte Kenntnis der ökonomischen Wissenschaft lässt sich aus der Theoriegeschichte jedenfalls heute mehr gewinnen als aus einer Beschäftigung mit der immer stärker in die Irrelevanz versinkenden Neuproduktion.

Günther Chaloupek

---



---

## Keynesianische Theorie und Politik

Rezension von: Harald Hagemann,  
Gustav Horn, Hans-Jürgen Krupp (Hrsg.)  
Aus gesamtwirtschaftlicher Sicht. Festschrift für Jürgen Kromphardt, Metropolis Verlag, Marburg 2008, 590 Seiten,  
€ 34,80.

---



---

In dieser Festschrift zum 75. Geburtstag von Jürgen Kromphardt geht es um Keynesianismus, keynesianische Politik und Verteilungsaspekte – also um Themen, die für die große Mehrheit der deutschen Ökonomen eine Art „Feindesland“ darstellen.<sup>1</sup>

Jürgen Kromphardt hat sich als Professor für Volkswirtschaftslehre insbesondere mit makroökonomischen und konjunkturellen Fragestellungen aus keynesianischer Sicht beschäftigt und diese Position auch jahrelang als Mitglied des deutschen Sachverständigenrates vertreten. Da er auf „keinem Auge blind war“ und immer auch die Nachfrageseite betonte, befand er sich im Sachverständigenrat meist in einer Minderheitsposition.

In den 27 Beiträgen dieser Festschrift wird eine Vielfalt von Themen behandelt. Etwa die Hälfte der Artikel beschäftigt sich mit dem Keynesianismus, seiner Geschichte und seiner Rolle im wirtschaftspolitischen Diskurs. Angesichts der großen Breite der Thematik kann in dieser Rezension nur eine Auswahl von Beiträgen näher behandelt werden.

Kurt Rothschild wählt für seinen einleitenden Artikel den Titel „Apropos Keynesianismus“. Er plädiert darin für Pluralismus in der Wissenschaft sowie für Toleranz gegenüber heterodoxen Theorien und beklagt die Einseitigkeit der Ökonomie in Deutschland.

Rothschild weist darauf hin, dass die Vorherrschaft der Neoklassik und des Neoliberalismus nicht immer existierte, sondern an den Zeitgeist gebunden ist.

Günther Chaloupek und Markus Marterbauer setzen sich mit der Phase des Austro-Keynesianismus und seinen Auswirkungen auseinander. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass der Spielraum für eine autonome österreichische Wirtschaftspolitik mit dem EU-Beitritt verloren ging. Die österreichische Wirtschaftspolitik muss seither dem Vorrang für Budgetkonsolidierung und Inflationsbekämpfung in der EU Tribut zollen.

Jochen Hartwig und Bernd Schips sehen die Wachstumspolitik in der Schweiz im ideologischen Korsett der neoklassischen Wachstumstheorie eingeschnürt. Eine Stimulierung der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage würde demnach nur ein kurzfristiges Strohfeuer entfachen. Das ökonomische Denken in der Schweiz ist dominiert von der angebotsseitigen neoklassischen Wachstumstheorie, vom Gleichgewichtsmodell und den Selbstheilungskräften des Marktes. Dieses Denken, das von der Denkfabrik „Avenir Suisse“ besonders forciert wurde, hat nun freilich Schiffbruch erlitten.

Vier weitere Beiträge – von Harald Hagemann, Heinz-Peter Spahn, Hans-Michael Trautwein und Peter Kalmbach/Heinz Kurz – behandeln die Geschichte des Keynesianismus. Die Thematik reicht von der frühen deutschen Keynes-Rezeption über den schwedischen Keynesianismus bis zur theoretischen Beziehung zwischen Keynes und Malthus. Nach Keynes' Ansicht wäre die Ökonomie erfolgreicher gewesen, wenn sie nicht den Spuren Ricardos, sondern Malthus' gefolgt wäre.

In der wirtschaftspolitischen Debatte der letzten beiden Jahrzehnte wurde die keynesianische Position von den meisten Ökonomen, Politikern und Wirtschaftsjournalisten in Deutschland abgelehnt. Jahrzehntelang wurde antizyklische keynesianische Politik vom Hauptstrom der deutschen Ökonomie verteufelt – bis der Staat in der Wirtschaftskrise 2009 Feuerwehr und Rettung zugleich spielen musste. Die Beiträge von Gustav Horn u. a. widmen sich diesem Thema. Der Artikel von Gustav Horn nimmt bereits explizit auf die herannahende Katastrophe auf den Finanzmärkten Bezug. Ein weiterer Artikel (von Dierk Hirschel und Martin Stuber) geht auf die Finanzmärkte ein: auf den Übergang vom Rheinischen Kapitalismus zum Aktionärskapitalismus. Die Autoren sehen Deutschland „im Griff der Finanzmärkte“.

Dieter Vesper beschäftigt sich mit der deutschen Debatte um „Schuldenbremsen“. Der Ruf nach Schuldenbegrenzung geht davon aus, dass der Einfluss des Staates möglichst gering gehalten werden soll, weil staatliche Aktivitäten im Vergleich zu privatem Handeln als unproduktiv angesehen werden. Im europäischen Stabilitäts- und Wachstumspakt gilt „*close to balance*“ als Richtschnur über einen Konjunkturzyklus hinweg. Es wird dabei unterstellt, dass Budgetdefizite mittelfristig nichts mit makroökonomischen Rahmenbedingungen, sondern nur mit dem mangelnden Sparwillen der Regierungen zu tun haben.

Alois Oberhauser setzt sich ebenfalls mit den Forderungen nach dem Verbot staatlicher Neuverschuldung auseinander. Diese Forderungen beruhen auf einer Übertragung einzelwirtschaftlicher Kriterien auf den Staat. Während in den angelsächsischen Ländern der antizyklische Einsatz staatlicher Kre-

ditaufnahme weitgehend akzeptiert ist, haben sich in Deutschland und im Euro-Raum während der letzten Jahrzehnte die neoliberalen „*Hardliner*“ immer mehr durchgesetzt. Sie lehnen aktive fiskalpolitische Maßnahmen in Rezessionsphasen ab, um künftige Generationen nicht mit Zinszahlungen zu belasten. Das Ausmaß der aktuellen Wirtschafts- und Finanzkrise hat jedoch auch den Widerstand dieser *Hardliner* gebrochen.

Im zweiten Teil des Buches geht es vor allem um Fragen der Lohnpolitik, der Verteilung und des Arbeitsmarktes – dem zweiten Schwerpunkt der Arbeiten Jürgen Kromphards. In mehreren Beiträgen kommt zum Ausdruck, dass der Arbeitsmarkt nicht isoliert betrachtet werden darf, sondern von den Güter- und Kapitalmärkten abhängt.

Jan Priewe plädiert in seinem Beitrag für eine Rückkehr der Einkommenspolitik im Euro-Raum. Das Auseinanderdriften der Lohnstückkosten zwischen den Ländern des Euro-Raums macht deutlich, dass eine Koordinierung der Lohnpolitik im Euro-Raum unerlässlich ist. Die Verschlechterung der preislichen Wettbewerbsfähigkeit der südeuropäischen Länder seit der Euro-Einführung ist nicht mehr wie früher durch Abwertung auszugleichen. Wenn Deutschland durch möglichst niedrige Lohnsteigerungen weiterhin seine internationale Wettbewerbsfähigkeit immer mehr verbessern will, dann haben die südeuropäischen Länder keine Chance, wieder zu ihrer alten preislichen Wettbewerbsposition innerhalb des Euro-Raums zurückzukehren.

Mit dem Rückgang der Lohnquote in Deutschland setzt sich Hagen Krämer auseinander. Er kommt zu dem Ergebnis, dass gut ein Drittel der Verringerung der Lohnquote – um fast 3 Prozentpunkte zwischen 1995 und 2005

– auf eine Verschiebung der Wirtschaftsstruktur zurückging, d. h. Branchen mit einer relativ niedrigen Lohnquote (meist kapitalintensive Betriebe) wuchsen überdurchschnittlich rasch. Diesen Einfluss des Strukturwandels auf die Entwicklung der Lohnquote hatte der Jubilar Jürgen Kromphardt schon in frühen Arbeiten hervorgehoben. Hagen Krämer zeigt weiters, dass die Berechnung einer bereinigten Lohnquote heute keinen Vorteil mehr bringt, da die Selbstständigenquote im letzten Jahrzehnt weitgehend konstant geblieben ist. Nicholas Kaldor und viele andere Ökonomen gingen von einer langfristigen Stabilität der Lohnquote als empirischem Gesetz aus. Heute im Zeitalter der Globalisierung und Liberalisierung ist in allen Ländern ein trendmäßiger Rückgang der Lohnquote festzustellen.

Die Vielfalt der Themen dieser Festschrift zeigt sich darin, dass Artikel zur Lohndiskriminierung von Frauen und zum Grundeinkommen ebenso Platz finden wie theoretische Beiträge zu NAIRU und Phillips-Kurve, optimaler Zentralbank-Verfassung, Realzins und intertemporalen Preisen, Verteilung und effektiver Nachfrage sowie Wachstum und Verteilung bei statusabhängigen Präferenzen. Das Buch mit seinen 590 Seiten muss nicht von vorne bis hinten „durchgeackert“ werden. Aber jeder – Theoretiker, Historiker, empirischer Ökonom und wirtschaftspolitisch Interessierter – wird viele anregende

Beiträge finden, die ihn neugierig machen.

Man bedauert vielleicht etwas, dass das Buch knapp vor dem vollen Ausbruch der Finanz- und Wirtschaftskrise geschrieben wurde und die Auswirkungen des Niedergangs des Finanzkapitalismus auf die Gleichgewichtsökonomie noch keinen Widerhall finden konnten. Zweifellos haben keynesianische Politik, makroökonomische Betrachtungsweise und Staat durch die schwere Wirtschaftskrise mit ihrem Versagen der Selbstheilungskräfte des Marktes wesentlich an Bedeutung gewonnen. „*Business as usual*“ kann es nach diesem Fiasko für die Ökonomen in der OECD, der Europäischen Union, den Sachverständigenräten und Forschungsinstituten nicht mehr geben.

Ewald Walterskirchen

#### Anmerkung

- <sup>1</sup> Einer der Herausgeber – Gustav Horn – hat vor mehreren Jahren seinen Arbeitsplatz im DIW verloren, weil er als Keynesianer eine Theorie vertrat, die in Deutschland als nicht „*up-to-date*“ galt. Bislang hat dagegen keiner der neoklassischen Deregulierer, die für die Finanzkrise ursächlich mitverantwortlich sind, seine Stelle verloren. Stefan Homburg hat z. B. noch im Spiegel 5 (2009) in einem Streitgespräch mit Bert Rürup behauptet, dass er keine Finanz- und Wirtschaftskrise erkennen kann. Stefan Homburg ist Mitstreiter von Bernhard Felderer im gemeinsamen Lehrbuch der Makroökonomik.